

Massensturz und Familien-Wintersport

Autor(en): **Beaujon, C.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **20 (1930)**

Heft 10

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-636585>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Massensturz und Familien-Wintersport.

Von Ch. Beaujon.

In den letzten Jahren hat der Skisport unheimlich zugenommen. Man kann wohl sagen, daß jedermann geradezu moralisch verpflichtet ist, sich Bretter anzuschallen, nicht Bretter, die die Welt bedeuten, sondern (mich schaudert) Bretter, die Arm-, Bein- und sonstige Brüche bedeuten! Trotzdem flüht jetzt alles die Schneehalden hinunter, die einen, weil Schahi so gern fährt, andere, um sich die Sympathien des Schwiegersohnes zu ertelemachen, die dritten als Vorbilder ihrer Kinder, die auf der Straße und in der Schule begeistert den Quersprung Papas kommentieren. Daß er dabei fast erstickt wäre, weil er kopfvooran in einen tollen Schneehaufen gefahren ist und nur mit Mühe und Not sich wieder herausarbeiten konnte, wird als nebenlässliches Begleitmoment verschwiegen.

Das Schlitteln aber wird als veraltete Sportart mit nachsichtigem Lächeln abgetan. Und doch ist es etwas Herrliches, etwas Wunderschönes, jauchzend und jubelnd ins Tal hinunterzulaufen. Wir sind in unserer Familie allerdings etwas konservativ eingestellt. Mein Urgroßvater war noch ein wackechter „royaliste neuchâtelois“ und ein noch älterer Vorfahre war gar Finanzminister unter Ludwig XI. von Frankreich. Man begreift daher ohne weiteres, daß wir, mit dieser Tradition belastet, nicht so von heute auf morgen umstellen können. Es wird schon auch die Reihe an uns kommen, aber erst müßt ich mir doch einen großen Hund kaufen können, um Skiföring zu fahren, denn Skiföring ist entschieden nobel.

Die klare Winternacht weicht dem Tage, der stolz von den Bergesgipfeln in die Ebene hinunterschreitet. Bei uns zu Hause wird's lebendig. Die Kinder eilen, die Füßchen in molligen Bettchuhen geborgen, lautlos durch die Zimmer und suchen die Kleider, Mützen, Gamaschen, Pullover und Handschuhe zusammen. „Der Mai ist gekommen“, tönt's jubelnd durchs Haus. Zärtlich wird von Puzi, Bäri, Annebäbi, Stineli und Peterli Abschied genommen und dann geht's hinaus in den „gierenden“ Schnee. Zur Station ist es nicht weit, und weil es diesmal nicht nur bis Rehrisak geht, sondern weiter hinaus nach Burgistein, ist schon die Bahnfahrt ein Ereignis. Bis Toffen fahren wir in goldener Sonne, dann kommt aber gehörig Dampf aus Mutter Erdes Röstipanne, und bis Wattenwil stecken wir im dicksten Nebel.

Im Chabisbähnli stehen und liegen die Skis und Schlitten kreuz und quer; dazwischen sitzen gedrängt Menschen und Menscklein in zum Teil ganz unmöglichen Sportkostümen. Einem hübschen Chrahi sitzt fest eine rotgrüne Zipfelmütze auf dem Bubikopf — dort sitzt eine behäbige Mutter in gelbem Pullover und zartblauen Norwegerhosens, von drei Anwärtern auf die schweizerische Skimeisterschaft flankiert — dann sitzt lässig hingegossen ein zierliches Herrchen da, tip-top, nigelnagelneue Bretter mit allen neuzeitlichen Chifanen versehen, dernier hurlement de la mode; ob der aber einen 52-Meter-Sprung stehen wird, bezweifle ich sehr — und endlich in einer Ecke des Wagens eine ganz unmoderne Familie, mit Schlitten: das sind wir!

In Burgistein-Wattenwil plumsen wir in den diden Nebel hinaus. Aber — hui! — wir laden die Höhen-differenz einfach ein, und bald schwitzen und glänzen wir an der Sonne wie goldene Fastnachtsküchli. Ueber uns der wunderbare, blaue, tiefe Himmel und unter uns ein wallendes Nebelmeer, aus dem Hügelkuppen hervorgucken, als ob Riesen Verstedlis spielten. Nach tüchtigem Marsch erreichen wir die Staffalp. Wir sind zu bescheiden, um uns an die Table d'hôte zu setzen und knabbern daher in der warmen Sonne unsere Äpfel, Nüsse und Brot. Zwei Fremde, die sehr wahrscheinlich aus dem Süden stammen, versuchen sehr vorichtig immer und immer wieder eine Abfahrt von ungefähr 8 bis 10 Meter Länge. Sie brüllen,

um ihre Angst zu verbergen, wenn die Geschwindigkeit der Grindelwaldnergibe 3 Stundenkilometer erreicht hat. Dann aber zeigen wir ihnen, wie man's macht. Anlauf — los — wir lassen's tagen! Vater, der bewährte Routinier voraus, das Schicksal in einen vernidelten, ausrangierten Schlittschuh bannend — Mutter als Nachhut, mit sicherem Blicke die Tüden der Kurven und Steilhänge eräugend — mitten drinn die zappelnde, johlende Jungmannschaft — und — — — radiplumps — liegt die ganze Gesellschaft, trotz Schlittschuh und scharfen Augen, im hohen Schnee. Aus der weißen Schneewolke tönt frohes Lachen, sieghaftes Jauchzen, denn man hat etwas erlebt, man kann morgen in der Schule etwas erzählen. Das letzte Stüd durchlaufen wir in rasendem Tempo.

Der Nebel ist weg. Die Jungfrau hat zum Lux das rosenrote Puderquästchen aus dem Pompadour hervorgezogen und schnell dem blassen Mönch die feinsten Bäcklein lachend gefärbt.

Unter schwerer Anklage.

Dorfgeschichte von Ludwig Anzengruber. 5

Kirninger erklärte, sie wär' es.

„Irren Sie sich auch nicht?“

„Nein“, sagte Peter, „es ist die, welche ich 'm Bettern zum Schärfe lassen mitgegeben hab'; ich kenn i' an dem Brandzeichen auf 'm Stiel.“

„Ganz recht. Da steht: P. K. 1878. Mit dieser Sache wurde der Vinzenz Kallinger an eben jenem Mittwoch erschlagen.“

„Jesus, Maria, Joseph!“ schrie der Kirninger auf. Er war totenbleich geworden und starrte das Mordwerkzeug mit sichtlichem Entsetzen an.

„Nun, Kirninger, was hat Er dazu zu sagen?“

„Ich? Herr? Ich will nur sagen — mein Gott, daß es mir leid tut —“

„Was tut Ihnen leid?“

„Daß so was damit geschehen ist, — ja — jetzt getraut mer sich sie nimmer in d'Hand z' nehmen — und 's is schad drum.“

„Stellen Sie sich nicht so albern an, Kirninger! Damit helfen Sie sich nicht heraus. Hören Sie mir jetzt ruhig und aufmerksam zu, und dann können Sie tun, was Sie für gut halten, Sie haben Ihren freien Willen, und man kann Sie zu nichts zwingen, was Sie in Ihrer Lage für abträglich halten. Sind Sie aber das, wofür ich Sie halte, — ein Mann, so machen Sie die Sache kurz und schiden sich ins Unvermeidliche. Gescheh'nes läßt sich nicht ändern.“

„Herr Gerichtsrat, ich bitt' —“

„Wollen Sie vielleicht gleich zum Geständnis schreiten?“

„Zum Geständnis? Herr, ich wüß' doch um alle Welt nichts zu gestehen! Herr, Ihr redet so, als sollt' ich's g'wesen sein, der 'n Bettern umbracht hat!“ Dem Kirninger schlugen, als er das sagte, die Zähne aneinander, und ein blöde staunendes und ungläubiges Lächeln, das er versuchte, wurde zur Grimasse.

„In dem Verdachte stehen Sie!“ sagte der Adjunkt. Da taumelte, wie von einer unsichtbaren Faust gegen die Wand geschleudert, der Kleinhäusler hinter sich.

„Korb, gebt ihm einen Stuhl“, befahl Doktor Haidenreich, „auch Wasser, wenn er solches verlangen sollte.“

Der Gendarmerieführer sprang dem Schwachgewordenen bei. Der saß dann eine Weile und stierte vor sich hin, oftmals mit dem Armel der Jacke über das Gesicht wischend, von welchem ihm Tränen und Schweiß reichlich herabrannen.

„Ja, Kirninger, dagegen hilft kein Weinen, das ist nun einmal wie es ist“, sagte der junge Gerichtsbeamte, und nachdem er etwa fünf Minuten hatte verstreichen lassen,